

## Breis- und Vorratspolitik.

In dem gleichen fehlerhaften Zirkel, in dem wir uns seit zwei Jahren bewegen, scheinen wir wieder festzustecken, nur diesmal gründlicher als jemals vorher. Denn wir haben uns bei dem Stechvieh, bei Fett, bei der Milch, bei den Pflaumen festgerannt.

In der Anhoffnung oder Befürchtung künftiger Höchstpreise treiben Erzeuger und Händler zusammen mit jenen Verbrauchern, die vermöge der gutgespierten Briestafche jeden Preis bezahlen, die Preise rasch zu schwindelnder Höhe hinauf. Zu spät greifen wir mit Höchstpreisen ein, die natürlich die Interessenten enttäuschen. Sofort halten sie die Vorräte zurück oder verfrachten sie auf andere Märkte, wo mehr zu holen ist, unsere Märkte sind leer. Aber wir brauchen die Ware unbedingt, also erschlägt die Vorratspolitik, die nunmehr unweigerlich einsetzt, die Preispolitik. Zunächst treten die Leute auf den Plan, die die sogenannte zahlungsfähige Nachfrage vorstellen, und bieten aufergeseklich ein verkleidetes und verschämtes Aufgeld: Bald zahlen sie die Verpackung doppelt und dreifach, bald vergüten sie angebliche Nebenspeisen (Warte-, Zehr- und sonstige Gelder), bald kaufen sie irgend einen Schund unter einem Höchstpreis und bald quittieren sie stillschweigend die Höchstpreiskartura, obchon sie das Underthalbfache bezahlt haben. Der Höchstpreis ist ausgehöhlt. Die Behörden sehen sich aus Gründen der Vorratspolitik genötigt, ein Auge zuzudrücken, und binnen kurzem ist der Höchstpreis gestellte Preis. Infolge der Beschaffenheit des Artikels wie bei der Milch nicht durchführbar ist, entsteht eine wachsende Vorratsklemme: Erzeuger und Händler bleiben mit der Ware aus und die Verbraucher, die Städte vor allem, beginnen sie heranzulocken. Man setzt höhere Taxen als Lockpreise an, verschert der Welt, der Erzeuger benötige eines Anreizes, man legitimiert der Nachbarn die Ware weg. So befehlen sich die Stadtverwaltungen seit geraumer Zeit, ihren Milchankieferungsplan zu vergrößern, indem sie die Nachbarstädte überbieten und die Zufuhr von ihnen weg- und zu sich hinenten. Augenblicklich erleben wir das — für Agrarier höchst ergöbliche — Schauspiel, daß die Stadtvertretungen selbst darüber klagen, daß die Preise für Schweine, für Fett und für Milch zu niedrig seien. An Stelle der Preispolitik ist jetzt die Vorratspolitik, an Stelle der behördlichen Sägung der, ach, so nötige wirtschaftliche Anreiz, an Stelle des Höchstpreises der Lockpreis getreten.

Für den Mann mit der vollen Briestafche mag dieses abwechslungsreiche Spiel bloß interessant sein, die breiten Massen aber bringt es zur Verzweiflung. Zu gegeben, daß die Stadtverwaltungen allem außerstande sind, sich anders zu helfen. Aber welchen Reim soll sich der gewöhnliche Mann auf der Straße auf diese Vorgänge machen? Eine tiefe Erschütterung altüberlieferter Wirtschaftsvorstellungen muß in seiner Seele vorgehen, er muß nachgerade an allem irre werden, was ihm vordem felsenfest schien — und es wird ja doch eine Zeit nach dem Kriege geben, in der wir als Bürger und Staatsgenossen miteinander leben sollen. Vor allem aber wird das Primitivste seines inneren und äußeren Daseins, sein täglicher Haushalt nahezu von Tag zu Tag umgewälzt. Es gibt keinen geordneten Haushalt und keine berechnende Wirtschaftsführung mehr, und die Frau, die den Tisch verwaltet, fühlt sich täglich durch neue Preisnotierungen beunruhigt, aufgeregt, aufgepeitscht, täglich durch den Ausfall von Haushaltsbedürfnissen, die spekulativ zurückgehalten werden, erbittert und verzweifelt. Darum hat bei allen Einsichtigen als ein Hauptziel der Kriegswirtschaft seit jeher die Ständigkeit gegolten: Man müsse trachten, endlich irgend eine gewisse Beruhigung Platz greife. An alles vermag sich schließlich der Mensch zu gewöhnen, wenn ihm zu dieser Gewöhnung nur die Zeit gegönnt ist. Wir aber können nicht zur Ruhe! Wir dürfen das wenige, das wir haben, zu denselben teuren Preisen nicht in Ruhe genießen, wir kommen zu keiner Beständigkeit der Volkswirtschaft und des